



Geschichte des R... in der Schweiz

Gesprächsteilnehmende

Dr. Kijan Espahangizi, ETH/Universität Zürich

Prof. Dr. Patricia Purtschert, Universität Bern

Dr. Bernhard C. Schär, ETH Zürich

Die Geschichte des Rassismus in der Schweiz: ein Denkversuch

Das historische Online-Lexikon der Schweiz. Im Suchfeld das Wort «Rassismus» eingetippt, erscheint eine gähnende Leere. Lässt sich daraus ableiten, dass es in der Schweiz keine Geschichte des Rassismus gibt? Effektiv existieren keine etablierten, historischen Erzählungen zu Rassismus in der Schweiz, auf die sich die Forschung oder die Gesellschaft beziehen könnten. Zwei Historiker und eine Philosophin wagen sich trotzdem an den Versuch, eine Rassismusgeschichte der Schweiz zu denken.

Unbehagen Rassismus

Zwei Historiker und eine Philosophin sind an diesem Abend als Referierende geladen: Kijan Espahangizi, Geschäftsführer vom «Zentrum Geschichte des Wissens» der ETH und Universität Zürich, Bernhard Schär, Historiker und assoziiertes Mitglied derselben Einrichtung, sowie Patricia Purtschert, Professorin für Geschlechterforschung an der Universität Bern. Diese «geballte historisch-kulturwissenschaftliche Kompetenz», wie Espahangizi die Runde in seiner zusätzlichen Funktion als Gastgeber benennt, soll einem grundlegenden Problem nachgehen: dem Unbehagen zur Art und Weise, wie in der Schweiz heute über Rassismus gesprochen wird. Vor allem fehle eine Verständigungsgrundlage, argumentiert Espahangizi nachdrücklich. Denn solange es keine gemeinsame Definition von Rassismus gebe, sei auch keine konstruktive Debatte möglich.

Randphänomen Rassismus

Als wenig konstruktiv bezeichnet Espahangizi diejenigen Vorstellungen über Rassismus, die in der Schweiz bereits kursieren. Die Mehrheit der Schweizer Bevölkerung sehe Rassismus als eine Art individuelle Einstellung, also vor allem als ein psychologisches und weniger als ein gesellschaftliches Problem. Damit herrsche zwar der Konsens, dass es Rassismus in der Schweiz gebe. Dieser werde aber nur als Randphänomen bei radikalen Individuen verortet. Zudem gelte nur als rassistisch, «was man offensichtlich als Unrecht erkennt», erläutert Espahangizi. Eine Person müsse also erst verletzt oder Gewalt ausgesetzt sein, wenn möglich noch juristisch belegbar, damit von Rassismus gesprochen werde. Als Massstab dafür, wie gravierend ein Vorfall ist, dienen entweder der Rechtsextremismus oder historische Phänomene wie das Apartheidsregime in Südafrika und die Sklaverei in den USA. «Sie merken, Rassismus ist immer anderswo», konfrontiert Espahangizi das Publikum. Rassismus habe zwar eine Geschichte, so die grossmehrheitliche schweizerische Meinung, nur nicht in der Schweiz.

Rassismus als Prozess

«Gingen wir davon aus, dass diese Vorstellungen gemeinsamer Nenner in aktuellen Diskussionen sind, könnten wir alle nach Hause gehen», nimmt Espahangizi kein Blatt vor den Mund. Wenn jedoch das Thema Rassismus als historisches Phänomen in den Blickwinkel kommen soll, dann brauche es eine andere Herangehensweise. Der Historiker wählt bewusst den Weg der Forschung. Denn die internationale Rassismusforschung entwickelt ein anderes Bild von Rassismus als die gängigen gesellschaftlichen Vorstellungen. Espahangizi veranschaulicht dies mit einem Drei-Dimensionen-Modell: Erstens gehören zu Rassismus alle Prozesse in einer Gesellschaft, die gewisse Menschen als fremd erscheinen lassen. Diese Fremdheit ist immer als Abweichung von einer Norm definiert und wird an willkürlichen Dingen, wie Hautfarbe, Name oder Lebensweise festgesetzt. Die Haltung zu dieser Fremdheit aus Sicht der Norm ist immer eine abwertende. Dieser Vorgang des Fremdmachens anhand willkürlicher Merkmale wird als «Rassialisierung» umschrieben. Zweitens gehören zu Rassismus alle Prozesse, die eine Ungleichverteilung herstellen. Also wenn bestimmte Gruppen beispielsweise weniger Lebenschancen, Ressourcen und Teilhabemöglichkeiten zugesprochen bekommen, was gemeinhin als Diskriminierung bezeichnet wird. Drittens sind alle Prozesse, die diese Ungleichverteilung als normal und legitim erscheinen lassen, auch zu Rassismus zu zählen. Espahangizi fordert das Publikum auf, diese Dimensionen bei Debatten über Rassismus unbedingt im Kopf zu behalten.

Gemeinsame Geschichte

Das Interesse des Referenten Bernhard Schär gilt insbesondere der Frage, ab wann und warum die Schweiz Teil einer globalen Geschichte des Rassismus wurde. Dafür müsse man zu den Anfängen zurück, argumentiert der Historiker, zur Gründungszeit der Schweiz im 15. Jahrhundert. Seine erste These lautet denn auch, dass «die Geschichte des Rassismus und die Geschichte der Schweiz von Anfang an miteinander verbunden sind». In dieser Epoche gab es eine Überlagerung von verschiedenen Prozessen, die sich gegenseitig verstärkten. Zahlreiche Eroberungen durch christliche Mächte gingen zum Beispiel einher mit der Vertreibung islamischer Bevölkerungen sowie Ausschreitungen gegen jüdischen Minderheiten. Es ist auch die Zeit des transatlantischen Sklavenhandels sowie der Feindlichkeit gegen die Sinti und Roma. «Diese massiven Formen von Gewaltausübung bedurften einer neuen Form von Legitimation, die das christliche Weltbild nicht liefern konnte», verweist Schär auf einen der Faktoren, die zur Entstehung der Rassentheorie führten. Bis anhin wurden Heiden zu vollwertigen Christen, sobald sie konvertierten. Mit dem Konzept der Rasse konnten nun sogenannte «getaufte Heiden» weiterhin als «Andere» versklavt und ausgebeutet werden. Die Schweiz als europäisches Hinterland ohne Meeranschluss begann sich in dieser Zeit auf gewisse Dienstleistungen zu spezialisieren: Neue Messinstrumente, Bücher und Wissen wurden entwickelt, um Menschenrassen zu vermessen und über sie zu informieren. Insbesondere Genf, Basel und St. Gallen, später auch Zürich, produzierten Bücher über die unbekannte Welt und das neue Menschenbild. Zudem investierten Schweizer Bankiers und Finanziere in das Risikokapital und die Versicherungen der Kolonialschiffe. Diese verschiedenen Dienstleistungen betrachteten die Schweizer_innen als rein technisch und unpolitisch. Somit konnten sie eine Nachfrage bedienen und gleichzeitig das Bild der Neutralität aufrechterhalten. Gerade die Verbreitung des neuen Rassenkonzepts durch die Schweiz ist ein wesentlicher Grund, betont Schär, warum es sich lohnt, die Geschichte der Schweiz und des Rassismus von Anfang an zusammen zu denken.

Helvetischer Rassismus

Im 19. Jahrhundert laufen in der Schweiz die Einwanderung und Rassialisierung der Fremden stark zusammen. Aus dieser frühen Einwanderungsdebatte, so die These Espahangizis, gibt es bis heute «einen roten Faden, der das Herzstück der Geschichte des Rassismus in der Schweiz ausmacht», nämlich die Vorstellung von klar differenzierbaren Kategorien der Fremdheit. Um diese These zu verdeutlichen, präsentiert Espahangizi ein Modell aus dem Jahr 1968. Ein ungarischer Arzt definiert darin verschiedene Grade der Fremdheit, die er in der Schweiz mit empirischen Studien ermittelte. Im Zentrum des Modells steht der «Durchschnittsschweizer». Darum herum sind mehrere Kreise angeordnet, die gegen aussen zunehmende Fremdheitsgrade aufzeigen: vom innersten Kreis der am wenigsten fremden Kategorie der «schweizerischen Aussenseiter_innen» bis hin zum äussersten Kreis der «Ausländer_innen nicht-weisser Rasse». Dieses Modell bezeichnet Espahangizi als Paradebeispiel für den helvetischen Rassismus. Die Vorstellung einer klar definierbaren Struktur der Fremdheit, die eine Ungleichbehandlung legitimiere, existiere in der Schweiz bis heute, auch wenn ab 1970 in der Schweiz nicht mehr von Rasse gesprochen wird. Vor allem sind solche «lang etablierten rassistischen Wissensbestände handlungs- und entscheidungswirksam», wenn es um Bauchentscheide geht. Kurz und knapp: «Wörter und Kategorien ändern sich, die Struktur bleibt», bringt Espahangizi seine These auf den Punkt.

Umschlagplatz Rassismus

Am 28.10.2014 geht ein offener Brief bei der Migros ein. Darin enthalten ist die Forderung, die neue Waschmittel-Werbekampagne umgehend einzustellen, in der ein brauner Stoffbär zu einem weissen Eisbären reingewaschen wird. Die Werbung nehme Bezug auf entmenschlichende und rassistische Praktiken, die eine lange Geschichte in der Schweiz haben. Reaktionen auf den offenen Brief zeugen jedoch teilweise von grossem Unverständnis für die Forderung. Patricia Purtschert, die dritte Referentin, setzt dieses Unverständnis in Zusammenhang mit dem Espafehlenden Wissen über die Geschichte des Rassismus in der Schweiz. Dazu stellt die Philosophin vier Thesen in den Raum: Erstens spiele im Alltagsrassismus und bei der Normalisierung von Rassismus die Werbung eine zentrale Rolle. Insbesondere ab dem späten 19. Jahrhundert wird der Massenkonsum wichtiger Umschlagplatz für rassistische Bilder, auch in der Schweiz. Ein erschreckend anschauliches Beispiel zeigt eine Schweizer Javel-Werbung mit der Betitelung «Mohren-Wäsche», in der ein Kind nicht-weisser Hautfarbe weissgewaschen wird. Ein weit verbreitetes Motiv in der Werbung zu dieser Zeit, berichtet Purtschert. Zudem ist Werbung der Ort, wo kommuniziert wird, wer am Konsum teilnehmen kann und wer nicht. Die Teilhabe am Konsum wird zu einem wichtigen Abgrenzungs- und Abwertungsfaktor für das Selbstbild der westlichen Nationen gegenüber den Völkern der neuen Welt, so die zweite These Purtscherts. Rassismus wird auf diese Weise stark mit dem westlichen Selbstverständnis verknüpft. Ein dritter zentraler Punkt ist die einschneidende Geschlechtersegregation, die in den Dreissigerjahren geschieht. Es kommt nach Purtschert zur «Neuerfindung oder Verstärkung der Hausfrau als Norm». Gleichzeitig findet eine «Marginalisierungsbewegung» statt. Durch bewusst eingesetzte rassistische Bilder, beispielsweise mit vom Konsum ausgeschlossenen und darüber frustrierten Afrikaner_innen, wird der Hausfrau ein Angebot formuliert: Ihr werdet zwar ökonomisch und politisch ausgeschlossen, aber über die Identifizierung mit der weissen Kultur und der Teilhabe am Konsum gehört ihr auch zur Nation. Das Angebot versuchte offensichtlich darüber hinwegzutäuschen, dass «der Deal ein schlechter ist» kommentiert Purtschert sarkastisch. Mit ihrem letzten Punkt landet sie schliesslich wieder bei der eingangs formulierten Forderung Espahangizis nach einer gemeinsamen Verständigungsgrundlage. Man werde sich solange nicht verstehen, bis es ein gemeinsames Archiv für die Geschichte des Rassismus in der Schweiz gebe. Ein Archiv, das in der Schweiz nicht nur Material zu Rassismus sammelt, sondern auch die Stimmen des Widerstands aufsucht und öffentlich macht. Dieses gemeinsame Archiv ist notwendig, um «gerade auch aktuelle Aushandlungen über die Gesellschaft, in der wir leben und leben wollen, machen zu können». Verbunden mit dieser

Forderung ist auch die Hoffnung, auf diese Weise dem weit verbreiteten Unbehagen zum Thema Rassismus in der Schweiz begegnen zu können.

Text Melanie Martin, Migrations- und Gleichstellungsexpertin

Ein gemeinsames Projekt von:

